



Gerald Koll

Knochenland

Songdog

© 2025 Songdog-Verlag, Bern

Cover-Gestaltung: Gerald Koll, Songdog und Buchwerkstatt.ch, unter Verwendung der Illustration eines Federschwanz-Spitzhörnchens von Rudolf Burckhardt, in: Gustav Schneider: Ergebnisse zoologischer Forschungsreisen in Sumatra. Erster Teil: Säugetiere, Verlag Gustav Fischer, Jena 1905, Tafel 1. Lektorat und Satz: Songdog und Buchwerkstatt.ch

ISBN 978-3-903349-34-6

Für Melanie

Wer das Gefühl bekommt, sich im Text verirrt zu haben, dem sei empfohlen, das Nachwort ab Seite 249 vorzuziehen. Dabei ist es wie immer mit Abkürzungen: Sie gehen auf Kosten des Weges.

23. August 1892, Dienstag, bei Trinil (Java)

Da schlägt eine Hacke in die Wand, und die Wand schlägt zurück. Ein kalter Funke sticht in eine Schulter, hart wie die Klinge des Klewang-Säbels. Die Wand beschützt den Stein, der in ihr schläft. Er ist verletzt. Splitter liegen herum. Wenn der Stein erwacht, ist alles aus.

Der Arm, der hackt, ist jung und stark. Er gehört einem jungen, starken Mann. Der Mann gehört einem anderen. Er steht im Bann des Zauberers. Nach dessen Willen gräbt der Mann nach Resten der Toten. Er hat etwas gefunden. Zu seinem Kummer.

Jetzt ruhig bleiben, jetzt schlau sein, unauffällig. Behutsam klopfen, schaben, reiben. Nicht dass jemand etwas merkt. Nicht dass jemand herüberschaut. Der Vorarbeiter etwa. Oder ein Korpo-

ral. Döse weiter, lass dich streicheln, Stein. Kein Lebender stört ungestraft den Schlaf der Geister.

Was lebt, ist tot, was tot ist, lebt. Die Linie, die Lebende von Toten trennt, haben andere Menschen gezogen als Allay. Nicht drüber nachdenken, Allay, jeder Gedanke daran macht Angst. Du denkst, du könntest es machen wie das letzte Mal, als du das Steinmaul fandst: ins Geröll. Nicht jeder nimmt es mit den Steinen auf. Wenige sind dazu imstande. Der Zauberer, ja, der Zauberer vielleicht! Vielleicht auch der Dukun, der Dämonen bannen kann. Der Zauberer will den Stein, das weiß Allay. Was aber will der Stein?

Die Sucher

1.

10. November 1887, Donnerstag, Ngale (Java)

Die Sonne sinkt. Allay, der liebe Jüngling, sitzt unter einem Bulubaum. Es ist sein Lieblingsbaum. Der Urvater erzählt, er kenne einen Dukun. Er lebe am Hang des großen Vulkans, auf der anderen Seite. Dort habe der Urvater ihn einmal besucht.

Allay ist eingeschliefen zwischen seinen schönen Vetter Nansi, dessen Schulter einen Duft von Zimt verströmt, und Adinda, Allays Schwester, die der Urvater nicht Adinda nennt, sondern «Blüte eines Zitronentropfens». Gestern schauten sie nachts in den Himmel und hielten Ausschau. Der Urvater erzählte von einem Stern mit einem langen Schweif. Er hat ihn selbst gesehen, als er noch ein Kind war. Weiß und blau habe er geschimmert und gefunktelt, zugleich zierlich fein wie der Schleier einer über das Himmelszelt eilenden Braut. Des Urvaters Urvater habe ihm den Stern gezeigt. Er wartet auf ihn, denn er würde ihn gern seinen Kindeskindern zeigen, damit sie künftig danach

Ausschau halten und ihn ihren Kindern zeigen. Der Stern mit dem Schweif verbinde alle miteinander.

Sein Leben lang könnte Allay unter dem Bulubaum verbringen und dem Urvater zuhören. Wenn da nicht Mutter wäre. Sie schimpft den Urvater aus wie ein Kind, das seinen Tag damit verbringt, seine Zehen zu zählen. Reis soll er stampfen, schimpft sie, auch die Kinder sollen Reis stampfen, aber statt Reis zu stampfen, sitzen sie lieber unterm Bulubaum und hören des Urvaters Geschichten.

Allay weiß, der Urvater weiß alles. Der Urvater ist älter als der Vulkan. Zumindest der älteste Mensch, den es gibt. Der Urvater lebte weiter, als sein Sohn starb. Der Sohn vom Sohn starb, und der Urvater lebte weiter. Dann starb der Sohn vom Sohn vom Sohn – das war Allays Vater. Der Urvater aber lebt. Er wird noch leben, wenn Allay stirbt, weiß Allay.

Heute nahm der Urvater seine jungen Kindeskinde, die selbst kaum noch Kinder sind, mit in die Wälder. Im weißen Morgennebel folgten sie Spuren. Der Urvater erkannte sie. Sie stammten vom Orang Pendek, dem Affenmenschen. Keiner hat je einen gefangen. Viele glauben nicht, dass es ihn gibt. Der Urvater aber kennt Orang Pendek: Ihr Fell ist zottelig und rötlich, klein sind sie, sie gehen aufrecht wie ein Mensch.

Nur ein Schatten flog an Allay vorüber. Orang Pendek sind scheu.

In seinen jungen Jahren, erzählt der Urvater den Kindeskindern, zog er aus, einen Orang Pendek zu fangen. Urvater ließ sich vom Dschungel verschlucken. Tief im Wald geriet er unter die Battaker. Statt ihn zu fressen, wie es bei ihnen Sitte ist, luden sie ihn ein zu bleiben. Er blieb und sah, wie die Battaker einen Dieb erwischten. Sie banden ihn an einen Pfahl, schnitten ein Stück Fleisch aus seinem Bein, rösteten es vor seinen Augen

und verzehrten es. Damit der Dieb lerne, wie es sei, bestohlen zu werden. Der Urvater verließ die Battaker und verlegte sich auf Kopfjagd.

Kopfjäger zu werden, könnte Allay gefallen. Er ist mutig, mutiger als Adinda oder Vetter Nassi. Allay melkt den Upasbaum. Mit beherztem Hieb schlägt er Kerben in den Stamm, schöpft Saft ab und taucht dünne Blasrohrpfeile in das Gift. Einen Gibbon hat er schon damit erlegt. Sein Urvater aber rät von der Kopfjagd ab. Sie habe keine Zukunft. Besser sei, rät er, Betel zu spucken und der Sonne ins Maul zu schauen. So lange, bis der geschweifte Stern am Himmel erscheine. Dann sei es Zeit, den Betel zu schlucken und die Augen zu schließen. Mutter schimpft und schreit, sie schreit die untergehende Sonne an.

Da horcht der Urvater auf. Er sagt, drei hohle Schläge habe er vernommen. Töne, als schlug Holz auf Knochen. Aus weiter Ferne komme das Geräusch, weiter, als die Kinder blicken können. Über das Meer kommt es geflogen. Noch ein zweites Geräusch sei zu hören, ein Ton, als bildeten ein Spatz und ein Frosch zusammen ein Wort, ein kurzes Zwitschern und ein Quaken: *tüü-pua! ... tüü-pua!*

Am selben Tag, Rotes Meer

Dubois, Eugène Dubois, ihm ist nicht wohl, das spürt man. Dubois ist unterwegs. Auf hoher See ist er, auf einem schwankenden Schiff, wo alle Welt den Halt verliert. Sein Unbehagen wächst, wenn er jetzt in der Kajüte sitzt, auf dem Bettrand einer Koje, und Annas Handgelenk umschließt, um ihr das Gefühl von Sicherheit zu geben. Woher soll er es nehmen, das Gefühl?

Gern würde er mit seinem Zeigefinger ihre Vene streicheln, vom Handgelenk zur Ellenbeuge, doch seine Finger wollen sich nicht lösen, sie zeichnen auf und zählen. Annas Puls ist zu hoch, ihr Magen ist nervös. Sie übergibt sich in zwei Schwallen. Auf

der Zunge hat er unvermittelt den abscheulichen Geschmack von klintschigem Brot. Auch sein Magen droht sich zu regen. Er regte sich bereits, als die Matrosen die Brücke hochzogen. Doch er ließ es nicht zu. Er bezwang den Magen.

Zehn Tage soll das erst her sein, dass die *Prinse Amalia* in Amsterdam ablegte? Er hatte sich an der Reling festhalten müssen. Kaum erfasste sein Blick die Reihe der schmal aufgeschossenen Hafenhäuser und die Zwiebeltürme der Nikolaikirche. Sein Stehkragen hinderte ihn, den Kloß zäher Heimatgefühle hinterzuschlucken und Atem genug zu behalten, um über Anna und Eugénie Zuversicht zu verströmen. Mit ihren Kinderfingern umklammerte Eugénie seinen Hals, Anna drückte angstvoll seine Hand, und er wartete auf das Gefühl von Freiheit. So klinge Neubeginn, sagte er laut, als das Schiffshorn blies. Dann überkam ihn doch die Angst darüber, dass er von seinem Professor, Professor Fürbringer, ohne rechten Abschied geschieden war. Damit kein Fluch ihn ins neue Leben verfolgte, hatte Dubois aus Triest einen Gruß telegraphiert. Es hatte ihn Kraft gekostet, sich aus der Umlaufbahn des Professors herauszukatapultieren. Eugène Dubois war aber nicht zu halten.

Er ist der Erste. Pionier. Der erste Mensch, der gezielt nach den Vorfahren des Menschen sucht. Nach Vormenschen, Affenmenschen, die menschlicher als Menschenaffen sind, aber äffischer als Menschen. Kein Mensch hat je danach gesucht. Funde gibt es, Zufallsfunde, umstritten wie jene im Neandertal. Niemand aber zog zur Suche aus. Dubois zieht aus, den Ursprung der Menschheit zu finden. Nicht irgendwo. Dort, wo Haeckel sie vermutet. Wo auch Selenka sie vermutet. Dort, wo die menschenähnlichsten Affen leben, die Gibbons, dort, in Asien, in Niederländisch-Ostindien. Wie ein Entdecker stach Dubois in

See. Wie Kolumbus. Wie Darwin. Was unterscheidet sie von ihm? Sie hatten die Familie nicht im Schlepp. Darwin war spei-
übel, dauernd.

Seit um das Schiff nur Wasser ist, geht es Anna schlecht. Sie nehme ihm nichts übel, sagt sie, aber je mehr sie es beteuert, desto weniger glaubt ihr Dubois, denn natürlich war er es, der ihr alles eingebrockt hat: die Überfahrt, das Ungewisse der Zukunft. Zukunft, die jetzt schon Gegenwart ist in Gestalt der leeren endlosen Gewässer, die der Kiel pflügt, ohne dass ein Raumgewinn zu verzeichnen wäre. Der Horizont bleibt immer gleich. Nur hebt und senkt er sich, wenn Dubois aus dem Bullauge schaut. Er hebt und senkt sich auch im Kopf, der schwebt und sackt. Darin regt sich was. Auch in Annas Bauch. Die Schwangerschaft – es muss vor wenigen Wochen passiert sein.

Hab keine Angst, Eugène, dass Anna deine Angst spürt. Ich weiß, du willst dir keine Blöße geben. Auch jetzt, einige Tage nach Port Said, seit es immer schwüler wird und an Deck immer häufiger Tenniskostüm und Flanelldress auftauchen, öffnest du nur die obersten Knöpfe deiner neuen Uniform, obwohl der Kattun juckt und der Kragen Striemen in den Hals malt. Du willst nichts falsch machen. Du reißt dich besser zusammen als Darwin auf der *Beagle*. Du kübelst nicht. Du nicht! Dein Magen überstand den Scirocco, der Gischt auf das Wasser brachte, das Deck mit Wüstensand bespie und die Takelage poltern ließ. Das Schiff rollte, aber du hast standgehalten, trotz Reis mit Curry und Pfannkuchlein mit Sirup.

Ohne Schüssel schleppt sich Anna ja kaum noch aus der Kabine. Gut, dass die Damen der heiligen Mission die kleine Eugénie bemuttern, fast könntest du dich mit dem Nonnenstand versöhnen. Sie scheinen ihre Mägen ganz Marien anvertraut zu haben. Und wie sehr würde es dich beruhigen, wenn Anna ähn-

liches Vertrauen in dich fassen könnte. Ihr Blick lässt dieses Vertrauen allerdings vermissen. Du hältst ihr die Schüssel, hältst die nasse Stirn, betupfst ihre Unterlippe mit Rosenöl und Opium, bettest ihren Kopf ins Kissen. Furchtbar eng ist die Kabine. Du wischst um den kleinen Waschkasten die gewürgten Reste von Milchkaffee und Brot auf. Anna? Schläft, der Atem rasselt. Oder spielt sie nur die Schlafende? Glaubst du, sie möchte, dass du gehst, damit sie endlich ihre Ruhe hat?

Du zögerst. Streichst den Uniformrock glatt, um an Deck zu steigen. Die Litzen weisen dich als Sanitätsleutnant aus. Deine Kleidung ist Tarnung. Sie kaschiert, dass das Militär für dich lediglich ein Vorwand ist. Es war deine Fahrkarte in die Indies, in Urwelt und Urwald. Zu Höhlen und Schätzen, die du finden willst.

Deine Rolle spielst du gut. Gesellst dich zu den Offizieren, die bereits in den Kolonien dienten. Sie lehren dich Malay. Du lernst willig, fügst dich geschmeidig in jovialen Kasernenton und Kameradenjux, saugst neue Wörter auf wie frische Brise. Der Himmel scheint unendlich weit zu sein (was er übrigens nicht ist, oh nein!). Du willst so sehr, dass alles gut ist. Auch für Anna. An der Reling willst du mit ihr stehen, wenn Sumatra in Sicht ist. Für das Erinnerungsfoto im Kreis der Passagiere saß sie anmutig aufrecht, bevor sie sich wieder über ihre Schüssel beugte. Ihre Kummerbüchse. Jetzt schließt du die Kabinentür hinter dir und hörst im letzten Augenblick ein Wispern: «Wollen Sie mich verlassen, mein Ritter?»

«Nur eine Unpässlichkeit. Luftveränderung! Ein wenig frische Luft. Alles wird gut.»

Doch deine Gedanken sind woanders. Sie wandern aus der muffigen Enge der Kajüte in die endlose Weite. Manche dieser Gedanken wandern etwas fahrig nach Berlin und fragen sich,